Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 81 (1987)
Heft: 7-8

Artikel: Gerechtigkeit ist unser Massstab für Freiheit : Augusto C. Sandino
Autor: Griese, Erhard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143352

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erhard Griese

Gerechtigkeit ist unser Massstab für Freiheit: Augusto C. Sandino

Was ist das für ein Licht in der Ferne?
Ist es ein Stern?
Es ist das Licht Sandinos
in den schwarzen Bergen.
Da ist er mit seinen Männern
neben dem grossen Strohfeuer,
die Gewehre geschultert,
in Decken gehüllt,
rauchend
und traurige Lieder aus dem Norden singend –
reglos die Männer,
ihre Schatten bewegt.

Ernesto Cardenal

An Tausenden von Mauern und Wänden ist in Nicaragua seine Gestalt im Schattenriss zu sehen. Das ist der erste Eindruck, den der Besucher des Landes aufnimmt: eine Silhouette, allgegenwärtig, aber schattenhaft undeutlich, eine fast mythologische Figur. Die Befreiungsbewegung Nicaraguas, die 1979 den Diktator Somoza verjagte, trägt seinen Namen: FRENTE SANDINISTA DE LIBERACION NACIONAL, 1961 gegründet.

Sandino hat das alles nicht mehr erlebt. Er wurde in der Nacht zum 22. Februar 1934 von den Leuten des Chefs der Guardia Nacional, Anastasio Somoza Garcia (dem Vater des 1979 vertriebenen Diktators), ermordet. Die Menschen dieses Landes, die gefragt werden, was sie seien, sagen stolz: «Wir sind Sandinisten.»

In Niquinohomo, zwischen Managua und Granada gelegen, im dichtestbesiedelten Teil des Landes, wo auf vulkanischer Erde der Kaffeestrauch wächst, steht das Haus, in dem er vom neunten Lebensjahr an aufwuchs. Es ist jetzt Gedenkstätte. Im Innenhof steht Sandinos Standbild, in weissem Stein statt wie sonst als schwarzer Schatten, lebensgross, das heisst nicht viel grösser als fünf Fuss, wie immer mit dem grossen Sombrero, aber sonst wie einer der vielen jungen Männer vorwiegend indianischer Herkunft, schmal, bescheiden, freundlich.

Wer war dieser Mensch? Was hat ihn zum Symbol gemacht?

Aus dem Schosse der Unterdrückten

«Ich bin am 18. Mai 1895 in einem kleinen Dorf im Departement von Masaya geboren. Ich wuchs auf unter den allergrössten Entbehrungen», schreibt er. «Meine höchste Ehre ist, dass ich aus dem Schosse der Unterdrückten stamme, die die Seele und der Nerv des Volkes sind.»

In welchem Haus er geboren wurde, scheint unklar zu sein. Ein Faltblatt bildet ein anderes Haus in Niquinohomo als sein Geburtshaus ab; in einer Broschüre

aus Managua dagegen heisst eine abgebildete Strohhütte «casa natal». Kein Wunder: Von welchem unehelichen Sohn einer armen Kaffeepflückerin, einer «Campesina», gäbe es schon sichere Hinweise, wo sie einst ihr Kind zur Welt gebracht hat? Von Augustos Mutter, Margarita Calderón, gibt es erstaunlicherweise eine Fotografie, vielleicht aus der Zeit, als sie Dienstmädchen im Hause von Augustos Vater Gregorio war, einem mittelständischen Kaffeepflanzer. Obwohl sie jung gestorben ist, sieht sie aus wie eine alte Frau.

Als Augusto neun Jahre alt ist, kommt seine Mutter wegen Schulden, die sie nicht rechtzeitig zurückzahlen kann, ins Gefängnis. Viele Saisonarbeiter mussten sich Geld leihen, um leben zu können, und verpfändeten dafür ihre Arbeitskraft. Es war wie zu biblischer Zeit im Orient: Ins Gefängnis kam man nur, um durch Leihsklavenarbeit seine Schulden und seine Haftkosten zu bezahlen. Andere Vergehen wurden durch Auspeitschen, Geldstrafen oder Pfändungen geahndet. Da der neunjährige Junge niemanden hat, der für ihn sorgt, muss er seine Mutter begleiten – und er erlebt, wie sie im Kerker an einer Fehlgeburt verblutet, hilflos und rechtlos: der erste furchtbare Einblick in die soziale Realität der unterdrückten Klasse der Landarbeiter Lateinamerikas.

Ein erster Lebensabschnitt geht damit zu Ende. Jetzt nimmt ihn der Vater, Gregorio Sandino, in sein Haus auf. Es gibt vergilbte Fotos von Augusto mit der Frau seines Vaters und den Halbgeschwistern. Augusto hat die Chance, zu schulischer Bildung zu kommen. Das Verhältnis zu der Familie, deren Namen er später trägt, scheint nicht schlecht gewesen zu sein. Sein jüngerer Halbbruder Socrates ist später Oberst in Sandinos Befreiungsheer – und wird zusammen mit Augusto ermordet. Auch Don Gregorio ist dabei, als Somozas Söldner Sandinos Begleiter überfallen, aber er kommt mit dem Leben davon. Der Chef der Nationalgarde muss ihn nicht für so gefährlich wie seine Söhne gehalten haben.

Eine doppelte Herkunft ist das für Augusto C. Sandino, ohne die er vielleicht nicht zu dem «General der freien Menschen» geworden wäre, wie ihn die sympathisierende Presse genannt hat. (Das C. in seinem Namen meint ursprünglich den ersten Familiennamen Calderón, später hat er es als «César» wiedergegeben.)

Sandino hat nie vergessen, woher er kommt. Von manchen berühmt gewordenen Menschen wird das so klischeehaft gesagt, dass man es kaum noch einmal anwenden möchte. Aber Augusto C. Sandino bleibt wirklich immer der Sohn des einfachen Volkes. Er gehört zu den Peones und Campesinos, die in seinem Befreiungsheer kämpfen, und bleibt den Politikern und Diplomaten, in deren Kreise er kommt, fremd. Sie verstehen seine geradezu naive Redlichkeit und Bescheidenheit nicht, missdeuten sie zuweilen, nutzen sie auch schamlos aus und locken ihn damit in die Falle, die seine Ermordung bedeutet.

Wer steht dahinter? Wer hat von seinem Tod profitiert?

Der Koloss aus dem Norden

Die grosse Politik von draussen berührt sein Leben, als er 17jährig im Nachbarort Catarina die Leiche des nicaraguanischen Heerführers Benjamin Zeledon sieht. Zeledon war unter mysteriösen Umständen ums Leben gekommen, als ihn Truppen eines US-Interventionsheeres gefangengenommen hatten. Die Vorgeschichte dieses Mordes erscheint Sandino geradezu als «Schlüssel» zum Verständnis der Situation, in der sich seine Heimat befindet.

Nicaragua wurde nach Simon Bolivars Befreiungskampf gegen die spanische Krone ein Jahrhundert lang von zwei Cliquen der Oligarchie regiert. Dass sie «Konservative» und «Liberale» hiessen, darf nicht dazu verleiten, sie mit europäischen Parteien gleichen Namens zu ver-

wechseln. Die Konservativen, als deren Hochburg Granada galt, waren zumeist Latifundienbesitzer, die eng mit der Macht der Kirche liiert waren. Die Liberalen gaben sich fortschrittlich, waren an Technisierung und Weltmarkt interessiert und hatten den Kaffee als Exportartikel entdeckt. Ausserdem standen sie in einer antiklerikalen Tradition. Aber im Blick auf den Umgang mit dem Volk waren die Unterschiede wenig bedeutend.

Zu Anfang des Jahrhunderts hatte der liberale Präsident José Santos Zelaya Reformen im Sinne der Zeit durchgeführt: Verstaatlichung des Schulwesens, das bis dahin ganz in den Händen der Kirche war, und weitgehende Enteignung des klerikalen Grundbesitzes – zwei von der Hierarchie bis heute nicht vergessene oder verziehene Massnahmen. Zelaya war auch an dem seit Mitte des vorigen Jahrhunderts diskutierten Kanalbau durch den Isthmus von Nicaragua interessiert. Aber da er darüber auch mit europäischen Staaten verhandelte, fiel er bei den USA in Ungnade. Und das Wohlwollen des «Kolosses aus dem Norden» war seit der Monroe-Doktrin die einzige Chance für einen zentralamerikanischen Politiker, Präsident zu werden oder zu bleiben. US-Präsident Taft in Washington liess Zelaya absetzen, und die Yanquis machten den Buchhalter eines US-Minenkonzerns, der in Nicaragua Bergwerke unterhielt, Adolfo Díaz, zu ihrem Mann in Managua. Als sich Widerstand gegen Díaz regte, griff ein US-Interventionsheer ein. General Zeledon trat ihm entgegen, denn er hatte die liberale Regierung als verfassungsmässige, den brutalen Eingriff der mächtigen USA aber als «Piraterie» verstanden – analog derjenigen des «Filibustero» William Walker aus den USA, der 1856 mit einem Privatheer das Land überfallen, sich zum Präsidenten und Englisch zur Amtssprache gemacht und die Sklaverei wiedereingeführt hatte – und sofort von der US-Regierung anerkannt worden war.

Sandino lernt den «Koloss aus dem Norden» zuerst einmal auf seinen Lehr- und Wanderjahren kennen, die er später als seine eigentliche «Schule» bezeichnet. Er arbeitet in Honduras in einer Zuckerfabrik, in Guatemala bei der berüchtigten United Fruit Company und in Mexiko bei US-amerikanischen Erdölgesellschaften. Er erkennt, dass die Yanquis sich Zentralamerika wie eine Kolonie im Hinterhof halten, die sie ohne Rücksicht auf die Menschen dieser Länder ausbeuten. Hinter der Fassade angeblich selbständiger Staaten versteckt sich die Fratze des kapitalistischen Kolonialismus.

Adolfo Díaz, der inzwischen dank der US-Besatzungstruppen fest im Sattel sass, hatte sein Vaterland regelrecht «verkauft»: Er hatte seinen Regierungsantritt finanziert, indem er die Rechte auf die Zolleinnahmen und Eisenbahnprojekte sowie die Kontrolle über die Nationalbank in US-amerikanische Hände gegeben hatte. «Vendepatria» (Vaterlandsverkäufer) wurde er genannt.

Sandino muss in seinen Wanderjahren darunter sehr gelitten haben: «Unsere junge Heimat, diese tropische Schönheit», steht unter der Herrschaft derselben Ausbeuter und ihrer Marionetten, die er kennengelernt hat. Als die Anhänger der Liberalen den «Konservativen» Díaz abzusetzen versuchen, kehrt Sandino 1926 zurück. In dem Bergwerk von San Albino im Norden des Landes, das ebenfalls von einem US-Konzern betrieben wird, findet er seine ersten politischen Freunde und schliesst sich dem Krieg für die verfassungsmässigen Rechte der «Liberalen» an.

Es ist sein Geburtstag, der 18. Mai, als er 1926 wieder den Boden Nicaraguas betritt. Und genau ein Jahr später, am 18. Mai 1927, heiratet er Blanca Arauz, «das Mädchen von San Rafael del Norte», das er, schon «General», als Telegrafistin seiner Kommandozentrale in den Bergen kennengelernt hatte. «Bian-

ca hatte ein weisses Kleid an, sie trug einen weissen Schleier und einen Kranz von Orangenblüten», schreibt er später. «Zwei Tage nach unserer Hochzeit ging ich in die Wälder von Las Segovias, um die Ehre meines Landes zu verteidigen.»

(In Managua, so ist mir erzählt worden, lebt heute die einzige Tochter, die ein Jahr vor Sandinos Ermordung geboren wurde.)

Ein Bauernkrieg im 20. Jahrhundert

Dem liberalen General Moncada, der an der Karibikküste stationiert ist, bietet Sandino seine Dienste und seine erste «Ausrüstung» an: 30 Gewehre und 7000 Schuss Munition, die von der gut bewaffneten US-Marinetruppe erbeutet, aber nicht benötigt worden waren, und von Sandinos Leuten «mit Hilfe einiger Mädchen der freien Liebe», wie er schreibt, vom Grund einer Meeresbucht emporgeholt wurden. Der hochmütige und ehrgeizige Moncada, der später, als er mit den Yanquis verhandelt und sich den Präsidentensessel avisieren lässt, «dem nicaraguanischen Liberalismus den Hals umdreht», lässt den kleinen, hergelaufenen Arbeiter und seine paar Leute links liegen.

Die Liberalen enttäuschen Sandino mehrfach. Erst wissen sie wenig mit dem plötzlich aufgetauchten Patrioten anzufangen, der keinen persönlichen Ehrgeiz hat, sondern mit einem geradlinigen Gerechtigkeits- und Opfersinn seiner Heimat zu Hilfe kommen will. Moncada sagt einmal zu ihm: «Wie kommen Sie darauf, für das Volk sterben zu wollen? Das Volk dankt es einem nicht. Wichtig ist, gut zu leben.» Ein Satz, den Sandino aus tiefstem Herzen verachtet.

Dann schieben die liberalen Generäle Sandino in die Berge des Nordens ab, die für die ihm zulaufenden Campesinos zu einer uneinnehmbaren Zuflucht werden. Sandino wird ihr «General». Als er einmal gefragt wird, wer ihn dazu ernannt habe, sagt er: «Meine Soldaten.»

Nach kaum einem Jahr wendet sich das Interesse der USA: Die Konservativen scheinen nicht mehr so vielversprechend für Washington zu sein wie die erstarkten Liberalen. Der US-Sonderbeauftragte Stimson hat den Kompromiss schon in der Tasche, als er ankommt: Die konservative Regierung bleibt noch bis 1928 im Amt, dann dürfen die Liberalen, wenn sie jetzt den Krieg beenden, die «Wahlen» gewinnen.

Alle Generäle der Liberalen stimmen zu – *«alle, ausser einem»*. Mit diesem Tag beginnt erst Sandinos eigentlicher Kampf für ein neues, wirklich souveränes Nicaragua. Man bietet ihm einen Gouverneursposten an, will ihn sogar mit der Aussicht auf eine spätere Präsidentenschärpe ködern. Aber Sandino «band in der Wildnis die feuchte Schärpe der Freiheit sich um» (Pablo Neruda: Der grosse Gesang). Der Mann aus dem Volk bleibt unbestechlich und wird zum ersten Anführer eines nicht auf dem Söldnerwesen aufbauenden Heeres in Lateinamerika seit Simon Bolivar. Er nennt seine Kompanien von Arbeitern und Campesinos «Verteidigungsheer der nationalen Souveränität».

Die Berge des Nordens werden Sandinos Festung. Von Las Segovias aus operiert er mit Einbaum-Kanus über den Rio Coco bis zur karibischen Küste. Sechs Jahre dauert der Krieg. Die US-Truppen, die zuerst meinen, den «Banditen» rasch erledigen zu können, sind dem Partisanenkampf nicht gewachsen. Bis zu 6000 Mann kämpfen unter Sandinos Generälen. Aber ihre eigentliche Stärke ist die Unterstützung durch die Menschen auf dem Land. Schliesslich kontrolliert Sandinos Heer etwa die nördliche Hälfte Nicaraguas.

«Das kleine, verrückte Heer» nennt die chilenische Dichterin Gabriele Mistral Sandinos Soldaten. «In Nicaragua, da prügelt die Maus die Katze», schreibt man über Sandinos Erfolge. Der Krieg ist freilich hart und gnadenlos. «Die Freiheit erobert man nicht mit Blumen», sagt und schreibt Sandino oft. Die Ausrü-

stung ist so unzulänglich, dass die Munition mit der Machete gespart wird. Das Siegel des «Verteidigungsheeres der nationalen Souveränität» zeigt einen Campesino, der einen Feind mit dem Haumesser tötet.

Wenn wir uns heute mit dem Kampf Sandinos von 1927 bis 1933 beschäftigen, so erscheint er uns wie aus einer anderen, weit zurückliegenden Epoche. Es war seinem Wesen nach ein Bauernkrieg mitten in unserem Jahrhundert, in fast allem dem vergleichbar, was Mitteleuropa im 16. Jahrhundert erlebte. Selbst die Waffen der Unterdrückten waren nur wenig besser. Das grelle moralische Schwarz-Weiss, das zu dieser Szenerie gehörte, erscheint zunächst unwirklich oder legendär. Aber jede historische Analyse wird zu dem Ergebnis kommen müssen: Hier kämpften Menschen, denen gar nichts anderes übrig blieb, nach Jahrhunderten von Blut und Tränen, Hunger und frühem Sterben, gegen Ausbeutung und ein Leben ohne Rechte und Würde. Sie kämpften gegen einen übermächtigen fremden Koloss, ein Söldnerheer im Dienste kapitalistischer, kolonialistischer Macht, die durch die vorgeschobenen einheimischen Marionetten um keinen Deut legitimer wurde.

«Das unglückliche Nicaragua hat keine andere Schuld, als dass es weder die Peitsche, mit der man es geisselt, noch die Faust, die es ins Gesicht schlägt, küssen will», schreibt Sandino am 4. August 1928 an die Präsidenten Lateinamerikas.

Einige Menschen in der weiten Welt wissen das, soweit sie in dieser politisch bewegten Zeit noch Interesse für ein kleines Land in Zentralamerika aufbringen. Freiwillige aus anderen spanischamerikanischen Ländern kommen als «internationale Brigade». Carl von Ossietzky informiert in der «Weltbühne» über das Geschehen, und ein «antiimperialistischer Kongress» erklärt 1928 in Frankfurt seine Solidarität. In den USA entstehen Komitees zu Verteidigung des Kampfes Sandinos, zuerst in New York, Los Angeles, Chicago und Detroit. Sandinos Bruder Socrates reist dorthin und spricht auf den Meetings. In den USA mehren sich die Stimmen, die zumindest fordern, lieber die Gangster in Chicago zu bekämpfen, als Soldaten in den Bergen von Segovia zu opfern. Die Taktik der US-Regierung angesichts der Proteste im eigenen Land ist dieselbe wie heute: Man versucht eine «Nicaraguanisierung» des Krieges und erfindet – wie schon kurz zuvor auf den karibischen Inseln – die «einheimische», US-trainierte Nationalgarde. Der in den USA ausgebildete Anastasio Somoza Garcia wird ihr Chef. Die US-Marines können abziehen.

Sandino ist gegenüber der «Guardia Nacional» von Anfang an misstrauisch. In einer Presseerklärung im Februar 1934 (kurz vor seiner Ermordung) sagt er: «Die Nationalgarde ist keine legal konstituierte Körperschaft. ... Ich werde mein Stück Land bebauen und die Steuern zum Unterhalt des Staates bezahlen, vorausgesetzt, die Garde unterwirft sich den Gesetzen.» Er weiss, dass die Garde einen Staat im Staate bildet, und ahnt wohl auch, dass der legale Präsident, Somozas Onkel Sacasa, ihr gegenüber zu schwach ist.

Sandino hat die Wahl des Liberalen Sacasa anerkannt. Sacasa wiederum lässt sich stolz mit Sandino fotografieren. Die nationale Aussöhnung scheint nahe zu sein, und Sandino will als einfacher Arbeiter auf einer der von ihm gegründeten landwirtschaftlichen Kooperativen arbeiten. Er wird zu einem Bankett im Hause Sacasas eingeladen. Es ist der Abend des 21. Februar 1934.

Wie jeder erste Bauernaufstand eines Landes, endet auch dieser tragisch. Somozas Gardisten lauern der kleinen Gruppe auf, die von der Abendgesellschaft des gewählten Präsidenten zurückfährt. Nach einigen Stunden Gefangenschaft wird Sandino mit einigen Getreuen einfach erschossen. Die Leichname werden an unbekannter Stelle ver-

scharrt. Fast zwei Jahre später zeichnet einer der Beteiligten, der später gegen Somoza opponierende Leutnant Abelardo Cuadra, im Gefängnis die Ereignisse für seinen Bruder auf. Erst Anfang der 70er Jahre wird das Dokument von Sergio Ramirez veröffentlicht. Wahrscheinlich liegt Sandinos sterblicher Körper unter dem jetzigen Rollfeld des Flughafens von Managua, der seinen Namen trägt.

«Meine Politiker haben mich hinters Licht geführt», sind die letzten von Sandino überlieferten Worte. Nur ein Kampfgenosse, Oberst Santos Lopez, konnte verwundet dem Kugelhagel der Somoza-Gardisten entkommen. Er ist der einzige Überlebende aus Sandinos Stab, der 1961 die FRENTE SANDINISTA mitbegründet – zusammen mit Carlos Fonseca, der 1976 im Kampf fiel, Tomas Borge, dem jetzigen Innenminister, und anderen, von denen keiner die Freiheitskämpfe der 70er Jahre überlebt hat.

«Das war die Zeit, da man auf unserer Erde Grabkreuze pflanzte», beginnt der Nobelpreisträger Pablo Neruda in seinem «Grossen Gesang» vom Schicksal Lateinamerikas das Lied über Sandino. Ein Grabkreuz Sandinos gibt es nicht. Er ist – wie Mose – ohne Grab geblieben. Der mythologische Zug um seine Gestalt verstärkt sich damit nur. SANDINO VIVE – «Sandino lebt» – steht tausendfach neben dem Schattenriss seiner Figur. Er ist zur lebenden Verkörperung seines Landes und seines Volkes geworden.

Luz y Verdad: Sandinos Vision

Von Sandino lässt sich so viel an äusserem Geschehen erzählen, dass immer noch nicht die Frage beantwortet ist: Wer war dieser Mensch? Was hat ihn geprägt und so plötzlich aus dem Dunkel heraustreten lassen? Was hat ihn und seine Leute in ihrem Kampf stark gemacht? Was ist das Besondere an ihm?

Augusto César Sandino war alles andere als irgendein lateinamerikanischer Caudillo, einer der fast unzähligen ehrgeizigen Egoisten aus der Oberschicht, die als politische Führer Macht und vor allem Wohlleben suchen. Sandino war bewusst nur auf Zeit Heerführer: solange, bis sich das Vaterland frei und souverän selbst bestimmen könnte. Er hat tatsächlich niemals Ambitionen auf eine politische Führungsposition gehabt. «Nein, niemals werde ich einen Regierungsposten annehmen. Ich kann mir meinen Lebensunterhalt selbst verdienen, bescheiden für mich und meine Frau. Mein Beruf ist Mechaniker, und wenn es sein sollte, kehre ich wieder zu ihm zurück. ... Wenn der Eindringling besiegt ist, werden meine Männer sich mit ihrem Leben auf einem Stück Land, mit ihren Werkzeugen, ihren Maultieren, ihren Familien zufriedengeben.» Dem Journalisten Carleton Beals, der 1928 in «The Nation» ausführlich von einem Besuch bei Sandino berichtet, erscheinen diese Sätze völlig glaubwürdig, so gut hat er Sandinos Charakter kennengelernt. Er sagt von ihm: «Er hat keine Laster, besitzt einen unfehlbaren Sinn für Gerechtigkeit und fühlt mit den einfachen Soldaten.»

In einem anderen Interview sagt Sandino in demselben Jahr: «In meinem Lager trinkt niemand Alkohol, meine Männer trinken nur reines Wasser. ... Sandino und seine Männer vergewaltigen niemals Frauen, noch verstümmeln sie die Leichen ihrer Feinde.» Das ist in den Kriegen dieser Epoche in Zentralamerika die absolute Ausnahme. Selbst jede Form persönlicher Bereicherung durch Beute ist streng untersagt. Ein Oberst namens Porfirio Sandez wird ausgeschlossen, weil er sich an fremdem Eigentum vergriffen hat. «Unser Heer ist wie kein zweites auf der Welt selbstlos und opferbereit, diszipliniert und nicht auf materiellen Vorteil bedacht», kann Sandino schreiben.

Gegen Ende des Krieges scheint er durchaus des Kämpfens müde zu sein. Er sehnt sich nach einem Leben mit den Gefährten und ihren Familien auf dem Land. «Dann werden wir grosse Koope-

rativen der nicaraguanischen Arbeiter und Bauern bilden und unsere Naturreichtümer zum allgemeinen Nutzen der nicaraguanischen Familien selbst ausbeuten», schreibt er. In Nueva Segovia entstehen die ersten landwirtschaftlichen Kooperativen, die nach Sandino die zukünftige Produktions- und Lebensform für seine Landsleute, die «indo-hispanische Rasse», wie er oft sagt, darstellen.

In dem Friedensprotokoll vom 20. Januar 1933, das er für die Verhandlungen mit Sacasa entwirft, träumt er geradezu von einem Gebiet im kaum bevölkerten Nordosten des Landes, an der honduranischen Grenze zur Karibikküste hin, wo diese Konzeption verwirklicht werden soll: eine eigene Provinz des Landes, ein neues Departement, als Beispiel für die Landreform. Bezeichnenderweise nennt er dieses Departement, das er in seinen Friedensverhandlungen fordert, «Luz y Verdad» (Licht und Wahrheit).

Schon ein Manifest seines «Verteidigungsheeres der nationalen Souveränität» vom 15. Februar 1931 hatte er so genannt. Mit diesem Begriff kommen wir dem tiefsten Inneren des Mannes aus Niquinohomo näher.

Sandino ist ein glühender Patriot. Die Liebe zu seinem Land findet bei ihm den lyrischen Ausdruck und die poetische Leidenschaft, die für viele Menschen Nicaraguas typisch sind. Die Heimat («patria» ist ja im Spanischen feminin) ist für ihn «Mutter». Sie zu verkaufen, wie Díaz und andere Politiker es offensichtlich taten, ist, wie wenn man seine eigene Mutter an Zuhälter verkaufen wollte. «Die Heimat ist unsere Mutter, und wir sind in ihr Brüder», sagt er oft. Ich denke, wir dürfen noch einmal an das Erlebnis des Neunjährigen zurückdenken, der sieht, wie seine Mutter im Gefängnis, von allen verlassen, verblutet.

Eine Schar von Brüdern zu finden, die die Mutter schützen, ja sich für sie opfern, das ist sein Ziel gewesen. Schon aus dem Jahre 1925 berichtet er, wie er zu Freunden aus anderen lateinamerikanischen Ländern sagt: Wenn es nur hundert Männer gäbe, die Nicaragua ebenso liebten wie er, dann könnte es aus den Händen der Vaterlandsverräter befreit werden. Die Freunde bestätigen, es gäbe diese einhundert Brüder sicher, nur müssten sie erst entdeckt und gefunden werden.

Sandino nennt darum seine Kampfgefährten «hermanos». Noch heute wird unter den führenden Sandinisten die Anrede «hermano» (Bruder) gebraucht.

Mystische Spiritualität und politische Prophetie

Wie alle Lateinamerikaner indianischer Abkunft ist Sandino ein religiöser Mensch gewesen. Die Prägung seiner Religiosität erscheint uns Europäern oder aufgeklärten Theologen dabei zuerst vielleicht als fremdartig. Wer Ernesto Cardenals Gedichte und Gebete gelesen hat, müsste aber etwas besser vorbereitet sein auf die wenigen schriftlichen Zeugnisse, die es von Sandinos religiöser (und zugleich politischer) Vorstellungswelt gibt. Das wohl charakteristischste Beispiel ist ein Brief an seinen Unterführer Abraham Rivera vom Oktober 1930:

«... Denke immer daran, dass das göttliche Gesetz, dem wir untertan sind, nur dies eine ist: *das Gesetz der Liebe.* Von diesem Gesetz leiten sich alle anderen her. Das Gesetz der Liebe erkennt nur *Gerechtigkeit* an. Gerechtigkeit ist die Lieblingstochter der Liebe, aus ihrem Mutterschoss geboren.

Um Dir diese Gedanken zu erklären, erbitte ich von Dir fünfzehn Minuten Deiner Zeit, irgendwann, wenn Du allein bist und ausgeruht ... Ich habe die freundliche Illusion, dass Du bereits allein bist und bereit, mir diese fünfzehn Minuten zu gewähren:

Stell Dir vor, Du überschaust mit einem Blick alle Meere der Welt, und ein Sperling kommt und nimmt davon alle 100 Millionen Jahre ein Schlückchen Wasser. Wenn der Sperling auf diese Weise das unermessliche Wasser leerge-

schöpft hat, dann ist erst eine einzige Sekunde der Ewigkeit vergangen.

Jedoch, die *Dauer der Ewigkeit* genügt nicht, um den ganzen Weltraum zu durchqueren, nicht einmal mit der höchsten Geschwindigkeit, die sich denken lässt. Die erste Substanz, die in dieser Unermesslichkeit existierte, war *Äther,* aber noch davor existierte ein grosser Wille, das heisst eine grosse Sehnsucht danach, dass das, was nicht war, *sein* sollte. Deutlicher gesagt: *ewige Liebe.* Äther wurde Materie, und das Leben erschien durch das Licht, das das Leben der Menschen ist; das heisst: alles ist *Licht (Geist). Der Geist ist eines Wesens mit dem Vater, dem Schöpfer des Weltalls.*

So bist Du, mein lieber Bruder Rivera, nun im Besitz dieser Gedanken, um immer bereit zu sein, eine gerechte Sache zu verteidigen, auch wenn sie jedes nur denkbare Opfer fordert; denn Opfer bedeutet *Liebe* (zum *Schöpfer* oder zu *Gott*). Ungerechtigkeit kommt von der Unkenntnis der göttlichen Gesetze, von der Zeit her, da die Menschheit noch im Embryostadium war. Darum hat die Ungerechtigkeit kein Existenzrecht, denn sie ist gegen das Gebot der *Liebe* gerichtet, die allein regieren wird auf Erden, wenn die Brüderlichkeit der Menschen endlich siegt und der Mensch *Licht* wird, wie der Vater, der Schöpfer, es will.

Um dieses Ziel zu erreichen, müssen wir anfangen voranzugehen, denn wenn wir nicht aufbrechen, werden wir nicht ankommen. Um diese Ungerechtigkeit zu vernichten, ist es notwendig geworden, sie anzugreifen. Darum haben wir viele auf Erden mit diesem Auftrag erscheinen sehen, wie *Jesus*. Jeder Mensch, der für die Freiheit des Volkes kämpft, setzt diese Lehren fort.

Es gibt auf Erden einige Menschen, die glauben, wenn sie sich des Wohllebens erfreuen, dann sei es eine Verrücktheit, irgendein Opfer für das Wohl anderer zu bringen. Wenn das aus Unwissenheit gesagt wird, ist es nicht so schlimm, wie wenn es in voller Erkenntnis der Dinge gesagt wird. Denn in letzterem Fall handelt das Individuum aus Geiz und Selbstsucht, und das bedeutet: aus Hass gegen die Menschheit. Sie leben ihre Orgien auf Kosten der Tränen und des Lebens anderer Menschen.

Das ist Ungerechtigkeit, und früher oder später wird die Ungerechtigkeit von der *göttlichen Gerechtigkeit* überwunden werden. ... So wird die Ungerechtigkeit vom Angesicht der Erde verschwinden, und Gerechtigkeit allein wird herrschen.

Die Erde bringt alles hervor, was zur Freude und Erquickung der Menschheit nötig ist, aber – wie ich schon sagte – die Ungerechtigkeit war viele Jahrmillionen in der Übermacht, und all die ungeheuren Vorräte an lebensnotwendigen Dingen waren in der Hand einiger weniger 'grosser Tiere'. Der riesigen Mehrheit der Völker fehlte sogar das Allernötigste, und sie konnten verhungern, nachdem sie mit ihrem Schweiss das produziert hatten, was andere aus Jux vergeuden.

Aber die Gerechtigkeit wird siegen, und der Krieg, den die Unterdrücker der freien Völker erklärt haben, wird vernichtet werden durch den Krieg der Befreier. Und danach, wenn Gerechtigkeit herrscht, wird auch Friede auf Erden sein.

Lieber Bruder Col. Rivera: Diese Erläuterungen sollen Dir helfen, nicht zu verzweifeln. Ich habe immer Deine geistigen Fähigkeiten geschätzt, und ich wünsche mir, dass alle, die mir so sehr nahe sind, ganz erfüllt werden mit der grössten Liebe zur Gerechtigkeit, denn Gerechtigkeit ist unser Massstab für Freiheit. ...

Empfange eine brüderliche Umarmung in grosser Hochachtung von Deinem Bruder Augusto C. Sandino»*

* Aus dem Englischen übersetzt von E. G., nach: Eduardo Crawley. Dictators Never Die. A Portrait of Nicaragua and the Somozas, London 1979, S. 73-74.

Sandino verbindet eine kosmisch-spiritualistische Mystik mit einer ungeheuren, nicht zu übertreffenden praktisch-politischen Leidenschaft für Gerechtigkeit, und er drückt diese Religiosität in prophetischer Kritik unmittelbar aus.

Immer wieder spricht er von der «göttlichen Gerechtigkeit», vom «göttlichen Atem der Gerechtigkeit». «Gerechtigkeit ist die Lieblingstochter der Liebe, aus ihrem Mutterschoss geboren», heisst es auch in dem Manifest «Licht und Wahrheit» von 1931.

An den US-Präsidenten Hoover schreibt Sandino in einem offenen Brief vom 6. März 1929: «Mir ist nicht unbekannt, über welche materiellen Mittel Ihre Nation verfügt. Sie haben alles, aber GOTT ist nicht mit Ihnen.»

In derselben prophetischen Schärfe redet er von dem «Weissen Haus» in Washington, «das in Wirklichkeit gar nicht das Weisse Haus ist, sondern eines jener weissgetünchten Grabmale, von denen Jesus sprach. Aussen weiss und hübsch anzusehen, aber innen verfault und stinkend.»

Carleton Beals berichtet in dem erwähnten Report: «Es gibt etwas Religiöses im Denken Sandinos. Oft kommt Gott in seinen Sätzen vor. 'Gott ist derjenige, der über unser Leben bestimmt', oder: 'Wir siegen, so Gott es will', oder: 'Gott und die Berge sind unsere Verbündeten.' Seine Soldaten führen sehr oft diese Redensarten im Mund.»

Es wäre unbillig, diese Äusserungen oder den Brief an Abraham Rivera mit der Elle europäischer Aufgeklärtheit zu messen. In Sandinos religiösen Vorstellungen steckt ein Element von indianischem Pantheismus, zugleich aber auch die jüdisch-christliche Orientierung an dem Gott der Geschichte und damit vor allem – seltsam verwoben mit jener mystischen Spiritualität – der prophetisch-politische Bezug zur gesellschaftlichen Realität. Die Mystik ist es, die das Engagement begründet und stärkt und die Bereitschaft zum Opfer hervorruft.

Von klerikaler Hörigkeit ist Sandino völlig frei. Er achtet die Amtskirche und sorgt wiederholt dafür, dass dem einzelnen Priester kein Schade daraus erwächst, dass die Hierarchie zumeist auf seiten der Herrschenden steht. Er duldet nicht, dass Kirchen beraubt werden. Aber er fühlt sich in seiner Religiosität frei und unabhängig von der üblichen Frömmigkeit und ihr offensichtlich überlegen. Wo ein Priester die Messe für die Söldner der Yanquis liest, wertet er es als Verrat und spart nicht mit Kritik.

Das Wort «Kommunisten» habe ich nur einmal bei Sandino erwähnt gefunden, aber eigentlich nicht im ideologischen, sondern im soziologischen Sinne: «Unsere Völker sind auf einem solch entwürdigenden Stand der Unwissenheit gehalten worden, dass weder Liberale noch Konservative genau wissen, worum sie sich streiten ... Jedenfalls kam während der Zeit der conquista kein einziger Adeliger nach Nicaragua, der aus den vornehmen Fürstenhäusern Europas stammte, und darum gehören wir ohnehin seit je den unteren Klassen an. Wir sind daher, eher noch als einfach Liberale, 'Kommunisten'.»

Die Begriffe «proletarisch» und «antiimperialistisch» gebraucht er mehrere Male.

Der «Yanqui» ist für Sandino wie für Nicaragua heute der Nordamerikaner als der überhebliche, brutale Ausbeuter, als der Eindringling und «filibustero» (Seeräuber), dessen Unersättlichkeit das kleine Volk an der «Kehle Amerikas» (Pablo Neruda) nicht zu Souveränität und Menschenwürde gelangen lässt. «Luchamos contra el Yanqui, enemigo de la humanidad», heisst es hart und lapidar in der Hymne der Sandinisten: Wir kämpfen gegen den Yankee, den Feind der Menschlichkeit (oder der Menschheit). Aber niemals wird das Volk der USA damit identifiziert. Wer als Gast, nicht als Ausbeuter, aus dem Norden kommt, ist willkommen. Sandino weiss, dass es auch ein anderes Nordamerika

gibt. Sein Halbbruder Socrates trifft sich in den Staaten mit den vielen Solidaritätskomitees, die zur Zeit der US-Intervention entstanden sind. Sandino weiss auch, dass die USA aus einem Kampf um Unabhängigkeit hervorgegangen sind und eine grosse Freiheitstradition haben. «Wenn ihr Gewissen nicht durch die materielle Bereicherung verhärtet wäre, hätten sie nicht vergessen, dass ein Volk früher oder später, so schwach es auch sein mag, seine Freiheit erringen wird», sagt er, und: «Wenn ich der amerikanischen Regierung angehören würde und die gegenwärtige Regierung Nicaraguas gezwungen hätte, die Rechte des nicaraguanischen Volkes zu verkaufen, dann hätte ich doch nachgegeben, nachdem ich gesehen hätte, auf welcher Seite die Gerechtigkeit ist.»

Vor allem steht Sandino gegen die Monroe-Doktrin (Amerika den Amerikanern) von 1823, die praktisch immer bedeutete: Amerika den Yankees. Darum sagt er: «*Die Vereinigten Staaten den Yankees. Lateinamerika den Lateinamerikanern.*»

Im Blick auf Lateinamerika, zumindest auf die Völker spanischer Sprache, gibt es für Sandino keine Grenzen. In seinem Heer kämpfen Männer aus nahezu allen spanisch-amerikanischen Ländern. Es ist aber nicht in erster Linie das sprachliche oder gar «rassische» Element, sondern das gemeinsame Schicksal, die Geschichte eines halben Jahrtausends, das diese Völker verbindet. Nicht das Entstehen des Sandinismus, sondern die vorausgehende Geschichte der Unterdrückung und Entwürdigung hat diese Gemeinsamkeit hervorgebracht. Darum ist Kuba den Nicaraguanern so nahe, und darum ist der heutige Sandinismus im Kern das Modell und Exempel für die Befreiung auch aller anderen Länder Zentralamerikas, ja vielleicht ganz Lateinamerikas. Der Sandinismus steht aber auch dafür, dass dieser Weg der Befreiung religiöse Wurzeln hat und diese Wurzeln niemals vergessen, verleugnen oder auch nur vernachlässigen könnte. Darum wird vieles davon abhängen, wie Nicaraguas Sandinisten wiederum dem «Kommunismus» Fidel Castros begegnen und wie die Theologie der Befreiung und die Iglesia popular Lateinamerikas in dieser Begegnung gegenwärtig sein werden. Frei Bettos Gespräche mit Fidel Castro setzen hier erste Zeichen.

Die Lebensgeschichte und das Denken von Augusto C. Sandino können eine Hilfe und ein Einstieg in diese ökumenische Aufgabe sein.

So steht Sandino vor uns als Symbol eines religiösen Sozialismus aus einer anderen, uns manchmal fremden Umwelt, dem indianisch-spanischen Amerika, seiner Mentalität, vor allem aber seiner Geschichte. Die Welt darf nicht mehr eurozentrisch interpretiert werden. Das wäre ein weiter andauernder geistiger Imperialismus. Die Geschichte aller Menschen und Völker ist unter der Perspektive der Revolution des Reiches Gottes, wie Leonhard Ragaz sagen würde, wesentlich eine. Der Sandinismus ist die eigenständige, authentische Form eines Sozialismus mit religiöser Basis und spiritueller Leidenschaft, aus der vulkanischen Erde Nicaraguas geboren, erwacht aus dem Todesschlaf jahrhundertelanger Ausbeutung und Menschenverachtung, die einem kleinen Volk aufgezwungen wurde – ein Schrei der Menschheit, der alle angeht und nicht verstummen wird.

Meine Sache ist
die Sache meines Volkes,
die Sache Amerikas,
die Sache aller unterdrückten Völker der Welt. (Augusto César Sandino)